

Vorwort

Bescheidenheit gewinnt angesichts diverser Skandale in Politik und Wirtschaft um Orientteppiche, Klinkerhäuser oder vergnügliche Dienstreisen an Aktualität. Standen Unersättlichkeit, Gier und Abgreif-Mentalität lange auf der Agenda, machen nun Worte wie Demut und Bescheidenheit die Runde.

Diese Begriffe klingen zunächst nach einem ganz gemütlichen Programm. Man ist mit wenigem zufrieden und erspart sich so eine Menge Ärger. Die Idee ist ganz einfach: Wer nicht zu hoch hinaus will, verringert die Gefahr, tief abzustürzen. So bleibt der Schuster bei seinen Leisten und das Leben geht seine gewohnten Bahnen, während ringsumher die Angebote immer schriller und die Zeiten immer verrückter werden. Man muss ja nicht jedem Trend hinterhersegeln und bleibt in seinem überschaubaren Hafen.

In manchen Stunden nagt dann aber doch der Zweifel, ob das bescheidene Leben nicht gar zu langweilig, zu beschränkt wird. Warum soll man eigentlich verzichten, während andernorts die Sektorkorken knallen? Wozu diese ganze Bescheidenheit? Wem nützt ein Leben, aus dem alle Farben ausgeblichen sind? Man gerät in einen Strudel von Gedanken und sucht vielleicht nach einem Buch, das eine kritische Orientierung bietet.

Ein Epigramm, das mittlerweile 800 Jahre auf dem Buckel hat, weht als Motto durch die folgenden Seiten:

„Dass in der Welt Bewegung sei,
drum bleiben die Gedanken frei.“
(Freidank, Bescheidenheit, 161)

Der das damals aufgeschrieben hat, nannte sich Freidank. Im Mittelalter war sein Buch über Jahrhunderte weit verbreitet. Über ihn selber wissen wir nicht viel. Er war ein gebildeter Magister und nicht-adeliger Mann, der einiges von der Welt gesehen hat. Dass sich da jemand schon mit der Wahl seines Namens zum Freidenker erklärt,

war und ist für deutsche Verhältnisse recht außergewöhnlich. Freidank verdanken wir das erste Buch über die Bescheidenheit wie auch die Prägung dieses deutschen Wortes.

„Wer stets nur seines Reichtums Knecht,
der zählt zum Knechtestand zu Recht.“
(Freidank, Bescheidenheit, 75)

Dieser Bescheidenheit geht es um Befreiung. Sie ist keine Weisheit, die nur um sich selber kreist und unbeteiligt alles süffisant kommentiert, was ihr so vor die Nase kommt. Sie will den Menschen auch nicht kleinreden wie die Prediger des Verzichts.

Von deren Wirken ist unsere Kultur- und Denkgeschichte über- voll. Die Wächter der Tugend wiesen dem Bescheidenen gern die miserablen Plätze in der Gesellschaft zu. Dort konnten sie ihre Tugend üben. Verkünder des religiösen Seelenheils betrieben über Jahrhunderte eine florierende Wechselstube: Erst der Verzicht auf die Güter dieser Welt schafft den ewigen Reichtum im Himmel. Das schlechte Leben lohnt sich, denn der Tag wird kommen, wo alles in himmlischer Münze zurückgezahlt wird.

Wo aber die Lust zum Teufel geschickt wird, folgt der Kopf bald hinterher. Wache Geister, etwa Nietzsche oder Freud, konnten in dem bescheidenen Gehabe ihrer Zeitgenossen noch diesen Schwefeldampf riechen. Sie zogen die egoistischen Possenspiele, die man hinter den gutbürgerlichen Fassaden verbergen wollte, ins helle Licht ihrer Kritik. Wir müssen heute etwas Ähnliches tun, nur in ganz anderer Richtung. In der globalisierten Welt wird nicht nur Überfluss produziert, sondern auch grässlicher Hunger. Unbescheidenheit kann der Agent der Kriege sein und der Grund der massiven Ausplünderung von Menschen und Regionen.

Die Rede von der Bescheidenheit muss zu Beginn unseres Jahrtausends wahrlich anders klingen als in antiken Zeiten eines Sokrates oder eines Epiktet. Damals loteten Philosophen aus, was Bescheidenheit zur Ruhe und zur Reife der Seele beitragen könne. Sie fanden

eine ganze Menge. Kaum eine philosophische Lebenskunst verzichtete darauf, die Bescheidenheit in ihren wohlausgedachten Dienst zu nehmen. Heute sind wir genötigt, uns dem Problem zu stellen, wie schrumpfende Ressourcen im Weltmaßstab gerecht verteilt werden können. Irgendwann kommt für jeden Einzelnen die Frage hinzu: Was brauche ich eigentlich? Will ich, was ich habe? Ist es mir egal, dass andere dafür mit Armut und unwürdigen Lebensverhältnissen bezahlen?

Die Frage nach der Bescheidenheit ist eine veritable Unruhestifterin geworden. Das bedeutet keinesfalls, dass man ihre Denkgeschichte zu den Akten legen sollte. Man kann aus ihr Erstaunliches lernen und wird sich immer wieder wundern, wie lebendig diese zu Klassikern einbalsamierten Denker sind. Sokrates bleibt unser Gesprächspartner wie auch ein Immanuel Kant. Auch davon handelt dieses Buch. Es geht auf Entdeckungsreisen. Nicht nur an Brennpunkten der Philosophiegeschichte lohnt es sich, Halt zu machen. Unsere alltäglichen Lebenswelten geben ebenfalls Stoff zum Nachdenken – und das in recht unbescheidener Überfülle. Die Skizzen, Essays und Aphorismen dieses Buches gehen auf die Suche nach dem Sinn und Unsinn der Bescheidenheit.

1. Blinde Bescheidenheit

Bescheidenheit ist beileibe keine Zier; wohlgefälligen Aufputz verträgt sie schlecht. Inszeniert für den Blick des anderen wird sie zum leicht zu durchschauenden Bühnenstück, das dem aufmerksamen Zuschauer doch die kluge Berechnung des Handelnden verrät. Eine Komödie also. Gespielte Bescheidenheit ist auf die versteckte Manipulation der anderen aus und will deren Urteil in ihren Dienst stellen. Der Tartuffe unserer Tage weiß wie sein Vorgänger zu Molières Zeiten, Glaubwürdigkeit auf der Grundlage von Klischees herzustellen; wer kennt nicht die Posse des edlen Verzichts und des stolzen Wortes: „Nein, das brauche ich alles nicht!“ Blamiert ist der andere, der sich in seinen Vorlieben und Abhängigkeiten als gierig und unfrei demaskiert sieht.

Solche „Bescheidenheit“ fährt ihre Igelstacheln aus. Sie ist anmaßend und will, ein kleines bisschen, verletzen. Unter dem Deckmantel der Naivität, auf den jede Bescheidenheit Anspruch erhebt, legt sie Gängelbänder aus. Regiefäden für ein ganzes soziales Puppentheater sind das, in die das Lob, zu dem jeder Wohlmeinende verpflichtet ist, von Anfang an eingeknotet ist. Die Rückseite der Bescheidenheit sieht also ganz anders aus; ihr Januskopf besteht aus Eitelkeit und kluger Berechnung. Das hat ihr unzählige moralisierende Kommentare eingetragen, die kaum ein gutes Haar an ihr ließen.

Das Problem wird in ihrer kritischen Sichtweise schon virulent, wenn der, der bescheiden sein will, dies aus bewusstem Entschluss tut. Er vergleicht sich mit anderen und wählt, wo sie haben wollen und immer mehr haben müssen, stolz die Beschränkung auf das eigene, bedürfnislosere Selbst. Er beobachtet sich und agiert zunehmend vor einem Spiegel. Sein Bewusstsein erfasst sehr fein sein ganzes soziales Feld und bietet es den Schachzügen seines larvierten Egoismus an. Der Bescheidene ist ein talentierter Maskenbildner in eigener Person. Er wählt Verkleidung und Rolle klug aus, denn er kennt den Markt und seine momentanen Konjunkturen.

Damit wird die Bescheidenheit zu dem Betrug, den die anderen so gern sehen wollen und der souverän mit ihren Erwartungen wuchert. Betrüger und Betrogene spielen ein gemeinsames Stück. Sie agieren zusammen so passgenau, dass sich das Gefühl, hier herrsche Harmonie, wie von selbst einstellt. Jeder Betrüger ist daran interessiert, die Unwissenheit der anderen zu pflegen und aus ihr etwas zu machen. Der Betrogene will die Welt so sehen, wie der Betrüger sie ihm zeigt. Er möchte zu gern seinen Beifall loswerden und braucht einen lebendigen Vorzeigemenschen, der ihm die Richtigkeit seiner moralischen Obligationen bestätigt. Hört man genau hin, dann beklatscht der Betrogene auch sich selbst. Er bestätigt sich als Teil der Welt der besseren Menschen, die sich auf Anhieb als Gleiche erkennen, ganz ohne Verdacht und Prüfung. Die moralische Integrität ist heute ja von mannigfacher Auszehrung bedroht; da werden die letzten Aufrechten doch umso stärker zusammenhalten.

Viele selbsternannte Bescheidene können mit einer Unverschämtheit die Wahrheit über sich aussprechen – und trotzdem gelangt sie nicht in den Kopf ihrer Zuhörer. Sie glauben an sie und an ihre Moral; warnenden Hinweisen gelingt es nicht, die Vorschusslorbeeren in der Blumenvase zurückzuhalten. Molière hat das glänzend in Szene gesetzt. Er lässt seinen geldgierigen und moralkostümierten Tartuffe sagen: „Nie käme einer, der mich kennt, auf den Gedanken, ich wollte [...] nur mich selbst bereichern! Mir liegt es ferne, Güter dieser Erde aufzuspeichern – [...].“ (Molière, Tartuffe, 4. Aufzug, 1. Auftritt; S. 51) Amen. Das religiös-moralische Sprachspiel leistet diesem „Bescheidenen“ alle Dienste. Selbst wenn er die durchaus schäbige Wahrheit sichtbar macht, käme ihm niemand darauf.

Ist die Mixtur von kluger Berechnung und naiver Rechtgläubigkeit der Kern der Bescheidenheit? Dann gehörte sie ins Waffenarsenal alltäglicher Täuschungskünste. So wäre man bescheiden nur, wenn man es gar nicht sein will oder, besser noch, wenn man es nicht einmal weiß und die berechnende rechte Hand nicht weiß, was die naive linke spontan tut. Bescheidenheit, auch diese Meinung

hat ihre Tradition, bringen die Armen im Geiste am besten fertig. Was der Bauer nicht kennt, das frisst er auch nicht und überlässt es dem Städter mit einem Grinsen. Entfaltet das eigene Bewusstsein aber eine größere Spannbreite nach außen wie nach innen, wird die „Bescheidenheit“ als selbstverordnete Unwissenheit schnell dumm, stickig und eng.

Sie hat ihre philosophischen Fürsprecher, die unser Urteil keineswegs unterschreiben würden. Für Rousseau verweist allein die Bescheidenheit die allgegenwärtige Eitelkeit in erträgliche Grenzen. „Große Männer täuschen sich nicht über ihre Überlegenheit. Sie sehen sie, sie fühlen sie und bleiben dennoch bescheiden. Je mehr sie haben, desto besser erkennen sie, was ihnen alles fehlt.“ (Rousseau, Emil oder Über die Erziehung, 251) Die Eitelkeit hielt Rousseau für unheilbar. Die Bescheidenheit dagegen schien ihm als Erkenntnis des eigenen Mangels aufzublitzen, ohne dem vergesellschafteten Menschen schon ein positives Wissen seiner selbst anzubieten. Das Spiel dieser beiden Kontrahenten ist also ein ungleiches. Das war nicht immer so.

Man liest bei Rousseau über die bescheidenen Bedürfnisse des natürlichen Menschen, der den ganzen Luxus und Tand der Zivilisation nicht braucht, besucht kurz sein Paradies des ausgemalten Naturzustandes und gerät, gelinde gesagt, in eine schöne Vision voller verborgener Schrecken. Nahrung und Lust waren im Überfluss da. Gier und Eigentum kannte niemand; man lebte ja nur jetzt und nicht später. Die Stimme des natürlichen Gewissens war souverän und konnte auf die Exzesse einer erklügelten Moral verzichten. „War das Bedürfnis befriedigt, so erkannten sich die zwei Geschlechter nicht wieder, und selbst das Kind bedeutete der Mutter nichts mehr, sobald es sie entbehren konnte.“ (Rousseau, Über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen, 193) Ob die Kinder die Abweisung dauerhafter Beziehungen gut hätten überstehen können? Ganz zu schweigen von den austauschbar gewordenen Erwachsenen, die nur im Moment der Lust zusammenfinden. So gerät man mit dem

Rückgriff auf die Bescheidenheit der Scholle oder den angeblichen Naturzustand doch in ernste Erklärungsnöte.

Rousseaus Bescheidenheit ist ein Paradox. In modernen Gesellschaften klärt sie den Bürger nicht über seine inneren Beweggründe auf. Sie kann durchaus so klug sein, um es mit der listigen Eitelkeit aufzunehmen – aber sie macht den Menschen nicht klug genug, damit er verstehen kann, wie und warum ihn Eitelkeit und Gier korrumpieren. Im Naturzustand kann die Bescheidenheit bequem auf jegliche Erklärung verzichten, da sie ruhig von innen die Wege des Begehrens lenkt und gierige Übertreibungen erst gar nicht aufkommen lässt. Dabei erkennt sie in ihrer eingefleischten natürlichen Moral nicht, was sie in den Beziehungen zwischen Menschen anrichtet. Nie macht sie dem Menschen das Maß, mit dem sie insgeheim doch messen muss, als Einsicht plausibel. Eigentlich wird die Rede von der Bescheidenheit in diesen beiden Spielarten sinnlos, da ihr das Moment der kritischen Selbstbestimmung abgeht. Streichen wir das Wort nicht besser aus unserem Vokabular?

Man wird zugeben müssen, dass man sich kaum bewusst dazu entschließen kann, bescheiden zu sein. Natürlich kann jeder verzichten, wenn der Arzt sagt, dass nun Schluss sein muss mit Fett und Rauch. Das wäre der einfache Fall eines pragmatischen Verzichts, motiviert durch eine anständige Drohkulisse. Schwieriger wird der Fall, wenn das eigene Auto in den Verdacht gerät, den Treibhauseffekt zu beflügeln und mitzuhelfen, dass das Eis der Polkappen demnächst nur noch im Bildarchiv zu bewundern sein wird. Das Bewusstsein dieser Bedrohung muss Brücken zum Selbstbewusstsein aufbauen, das tatsächlich in der Lage ist, den Verzicht zu motivieren und Argumente ernst zu nehmen. Den vielleicht problematischsten Fall steuert die religiöse Moral, allen voran die christliche, bei. Mit ihrem „die Letzten werden die Ersten sein“ hat sie in den Rücken des Bescheidenen etwas ganz und gar Anmaßendes gesetzt. So machtlos und unterwürfig er sich geriert, lässt ihm der Glaube doch eine Kraft in ihm oder hinter seinem Rücken wachsen, die es

noch mit jeder innerweltlichen Komplikation aufnimmt – notfalls unter Wechsel auf das postmortale Terrain.

Die entsprechende Einfalt des Herzens lässt sich auch im Christentum nur erlernen, wenn sie ein Stein im größeren Mosaik der Verheißungen ist. Wer nicht an Gott und seine allzu vielen Stellvertreter glauben mag, wie sollte der auf diesem lustlosen Pfad der Bescheidenheit wandeln? Sein Denkweg beginnt mit gewaltigen Aufräumarbeiten. Zuerst wirft er Gott vom Thron, auf den ihn die frühe biographische Indoktrinierung gesetzt hat. Vielleicht pfeift er dann auf alle ihn beerbenden metaphysischen Vorstellungen, die dem Unglücklichen das Lied von der prästabilierten Harmonie vorsingen: Für Leibniz war diese Welt die beste aller möglichen. Zwar gab es Leid, doch dem Leidenden versprach die überweltlich organisierte Kompensation eine reiche metaphysische Entschädigung. Natürlich waren viele Rechnungen erst postmortal zu begleichen, doch stand dann immerhin Gott für die Bonität der Rückzahlungen ein. Auch ohne christliche Horizonte hatte die Metaphysik stets auch die Beruhigung anzubieten, dass ein miserables Leben auf der Erde dem Heil nicht unbedingt im Wege steht. Ganz im Gegenteil: Oft war der Verzicht der Königsweg zu größtem Gewinn. Der Philosoph strebt Plato zufolge nach dem Schönen, Wahren und Guten und läuft nicht jeder billigen Attraktion hinterher, die seine unsterbliche Seele mit billigem Tand belastet und von der Schau der überweltlichen Ideen ablenkt. Hier geht es ums Ganze, und wer sich dem denkend, ahnend oder schauend nähert, der könne, versichern Platon und seine Nachfolger, Bekanntschaft machen mit dem wahren Glück des Menschen.

Bescheidenheit scheint geradezu von den Denkern gepachtet zu sein, die hier die Einfalt des Herzens proklamieren oder dort die subtilsten metaphysischen Entwürfe vorlegen. Sie drängen ihre Fragen auf – aber sind es wirklich die, die den Bescheidenen heute interessieren? Wie soll nun unser ungläubiger Aufklärer, nachdem er als Opponent so mächtig auf dem transzendenten Schachbrett

mitgespielt hat – selbstverständlich mit den schwarzen Figuren – wieder zu seinem bescheidenen „Was weiß ich schon?!“ zurückfinden? Montaigne, der diesen Satz zu seinem Leben machte, nahm ihn nicht als Fazit, sondern als Aufgabe. Man muss schauen, erforschen, be- und hinterfragen, was man weiß, und vor allem in dem suchen, was man noch nicht weiß. Eine summarische Antwort, gültig für alles und jeden, wird man nicht mehr erwarten. Das ist Bescheidenheit ohne die Verlockungen der Metaphysik, denn sie scheut das angeblich so banale Hinsehen nicht.

Geht es um Wissen und Können, fällt Bescheidenheit nicht allzu schwer. Immer weiß es irgendjemand besser und wir müssen anerkennen, lernen zu müssen. Bescheidenheit ist zudem eine der vorzüglichsten Waffen: Beim Wissen lebt ja ein jeder über seine Verhältnisse; da gilt schnell als weise, wer genau das dem anderen nachweisen kann, während der bloßgestellte Halbwissende merkwürdig tief in den Topf seiner Scham fällt. Man hat sich nicht einfach geirrt, sondern aufgeblasen. Generationen von Moralisten fanden hier die schönsten Beispiele der menschlichen Komödien.

Bescheidenheit kann bewusste Über- wie auch Untertreibung sein. Schopenhauer witterte hinter dem bescheidenen Gehabe dessen, der mehr im Kopf hat, als er sagt, berechnende Verstellung und Heuchelei. Nietzsche war die Bescheidenheit keinesfalls suspekt, wenn sie mit der Erkenntnis einhergeht, „dass wir nicht unsere eigenen Werke sind“. Wer Großes im Sinn hat und durchsetzen will, sei aber gezwungen, mit der fesselnden Bescheidenheit zu brechen – auch wenn er alle anderen durch seine Unbescheidenheit verletzen und gegen sich aufbringen sollte. (Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches, I, § 588)

Die philosophischen Diskurse über die Bescheidenheit sind durchtränkt von Werturteilen. Der Kritiker beobachtet von seiner Sternwarte aus und muss selber nichts tun. Fern solcher Verstrickungen ist gut kommentieren. Im Handeln selbst scheint alles anders. Es fällt schwer, sich einen bescheidenen Menschen vorzustellen, der außer,